

Nicht zu glauben

Die beiden ineinander verwobenen Wundererzählungen des heutigen Evangeliums muten auf gleich zweifache Weise seltsam an. Zum einen ist da die moderne, rationale Skepsis dieser Form von Wunderheilungen gegenüber, zum anderen machen Erzählungen von dichtgedrängten Menschenmassen einen fast unwirklichen Eindruck angesichts fast eineinhalb Jahren physischen Abstandhaltens in der Pandemie. Und dann sind das auch noch zwei der bekanntesten Wundererzählungen, was dazu verleitet, über die interessanten Details hinwegzuhören, weil das Ende schon bekannt ist.



Wer ist denn dieser Jesus?

Nach der Stillung des Sturms und der Heilung eines Besessenen in Gerasa im Ostjordanland ist nun wieder die galiläische Seite am Westufer des Sees Genesareth Schauplatz der Ereignisse. Die Jünger Jesu treibt immer noch die Frage um, die sie sich nach den Ereignissen auf dem See gestellt haben: Wer ist denn dieser Jesus, dass ihm Wind und Meer, ja sogar Dämonen gehorchen? Eine Frage, die der Evangelist auch den Menschen seiner Zeit und uns heute stellen will, und die er mit der Zuspitzung von Jesu Wunderwirken auch gleich beantwortet.

Ins Leben zurückholen

Zunächst begegnet Jesus dem Synagogenvorsteher Jairus, der von Jesu Heilungen gehört haben mag und daran glaubt, dass er seine todkranke Tochter erretten kann. Jesus macht sich mit ihm auf den Weg zu seiner Tochter, gefolgt von einer großen Menschenmenge. In dieser Masse zeichnet sich die Gestalt einer einzelnen Frau ab, deren Name nicht erwähnt wird. Aber ausführlich wird geschildert, was sie belastet und nun zu Jesus geführt hat.

Ihre Blutungen machen sie in der Auffassung der damaligen Zeit unrein im kultisch-religiösen Sinn. Sie darf den Tempel nicht besuchen, ist abgeschnitten von dieser kultischen Gottesbeziehung. Wer sie berührte, galt ebenfalls als unrein bis zum Ende des jeweiligen Tages. Damit ist klar, dass auch eine soziale Ausgrenzung mit ihrem Leiden einherging.

Auch sie hatte von Jesus gehört und versucht nun, durch seine Nähe gerettet zu werden. Sie schafft es, sein Gewand zu berühren und spürt sofort, dass sie von ihrem Leiden befreit wird. Indem Jesus sie nun erblickt, öffnet sich so etwas wie ein intimer Raum zwischen ihr und Jesus, in dem sie ihm, wie es heißt, die ganze Wahrheit erzählen kann. Auch wenn alle anderen physisch nach wie vor gleich dicht bei Jesus stehen, so ist doch ihre Nähe im Glauben zu Jesus ungleich stärker. Sie ist aufgenommen in eine neue Gottesbeziehung. Nicht die körperliche Heilung steht mehr im Vordergrund, sondern dass ihr Glaube, ihr Vertrauen auf Gott sie gerettet hat.

Diese Heilung ist kein magischer Zauber, sie ist Ausdruck eines Glaubens, der in der vorsichtigen Berührung angedeutet und dann im Dialog mit Jesus Wirklichkeit wird. Es ist der Glaube, der Wunder schafft.

Mehr als ein Wunderheiler

Auch Jairus gilt diese Zusage. Ihn hat zwischenzeitlich die Nachricht ereilt, dass seine Tochter gestorben ist.

Sei ohne Furcht, glaube nur, spricht Jesus ihm zu und geht mit ihm in sein Haus. Jesus wendet sich damit auch gegen ein oberflächliches Verständnis seiner Person, das ihn nur als wunderbaren, menschlichen Heiler sieht, der ja angesichts des Todes nun nicht mehr benötigt wird. Von weitem schon ist die Totenklage zu hören, ein riesiges Geschrei, mit dem die Dämonen verscheucht werden sollen, damit sie sich nicht der Seele des Kindes bemächtigen. Der Tod ist laut. So laut und mächtig, dass die Leute nur darüber lachen, als Jesus ihnen sagt, das Mädchen schlafe nur. Wieder schafft er einen intimen Raum der Nähe, in dem das rettende Heilshandeln Gottes im Glauben Platz findet. *„Talita kum“, „Mädchen, steh auf“*, sagt Jesus zu ihr und das Mädchen steht auf. Die Leute sind entsetzt. Nach menschlichem Ermessen ist das nicht möglich.

Und auch uns heute mutet dieses Geschehen unwirklich an. Aber für den Evangelisten Markus relativiert sich die Bedeutung des Todes in der nachösterlichen Perspektive. Der Tod erscheint als ein Schlaf der Auferstehung entgegen.

Bereits in der Lesung aus dem Buch der Weisheit konnten wir hören: *„Gott hat den Tod nicht gemacht und hat keine Freude am Untergang der Lebenden. Zum Dasein hat er alles geschaffen, und heilbringend sind die Geschöpfe der Welt. Gott hat den Menschen zur Unvergänglichkeit erschaffen und ihn zum Bild seines eigenen Wesens gemacht.“*

Ist es daher so verwunderlich, wenn Jesus Menschen wegschickt, die der Endgültigkeit des Todes mehr vertrauen als der Leben schaffenden Wirkmächtigkeit Gottes? Das alles soll den Schmerz und den als wirklich erfahrenen Beziehungsabbruch im Tod nicht verharmlosen.

Er will einen Raum eröffnen auf Hoffnung hin, auf ein je größeres Vertrauen hin, das im Glauben gegründet ist.

Franz Hurlinger